

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Fällt einer ab von eurer Schar,
so laßt ihn laufen und richtet nicht;
doch dem, der zu euch stoßen will
von dort, dem schauet ins Gesicht!

Gottfried Keller

Im Vorwinter.

Von Stijn Streuvels.

Zuerst waren die Blätter bleich geworden, totenbleich; dann wurden sie gelbbraun, und dann kamen sie ins Schweben und ins Fallen, so müde, so schlaff, gleich Schwingen sterbender Vögel; und sie fielen reihenweise, sachte niedertanzend, in ganzen Schwärmen. Sie wirbelten in der Luft herum, wurden vom Winde fortgetrieben, und endlich lagen sie tot und unbeweglich irgendwo im Schlamm.

Kein Mensch war zu sehen, und die Häuslein, die dicht an der Erde lauerten, blieben geschlossen; nur der Rauch aus den Schornsteinen verriet noch Leben.

Da drüben kommt etwas herangeträndelt . . . ein gestaltloses Ding, gleich zwei kleinen schwarzen Strichen, mit noch etwas dabel, und es kommt näher . . .

Die grüne Allee steht nun kahl und hell: zwei Reihen gerader Stämme, die kleiner werden im blauen Dunst untertauchen.

Zulezt werden aus diesen kleinen Strichen ein Mann und ein Weib; und aus dem anderen Ding eine Drehorgel auf einem kleinen Karren, mit einem Hund zwischen den Rädern.

Der ganze Zug sah heruntergekommen aus. Das Kerlchen ging gebückt zwischen der Gabel und zog; das Weiblein stemmte ihre mageren Arme gegen den Orgelkasten, und das Gefährt holperte weiter über die Wagenspuren, durch die Allee und in das weite Tor einer gastlichen Hofstätte hinein.

Eine Schar schwarzer Krähen schwebte durch die Luft. Der Wind ächzte in den kahlen Baumkronen; der Rebel stieg, und die Dinge verdünnten sich in einem bläulichen Dunst; sie verschwanden, und es ward langsam dunkelschwarze Nacht.

Mann, Frau und Hund krochen alle drei auf der Tenne ins Heu, und sie duselten ein, wie alle anderen draußen und rings herum. Wie warm sie hier lagen! Und sie träumten von der Kälte, von der Finsternis, von dem schwermütig stöhnenden Wind!

Am frühen Morgen, schon vor dem hellen Tage, war das Gefährt schon wieder unterwegs, über die brachen Felder und ertränkt in einem ungeheuren See von dichtem blauen Dunst. Sie zogen, was sie konnten; das Männchen zwischen der Gabel, das Weiblein hinter dem Karren, der Hund mit dem Kopf nahe der Erde.

Da brach aus dem Osten eine rote Blut hervor, und es kam ein neuer Tag. Alles war weiß, schneeweiß, als ob dieser blaue Dunst gebleicht, geschmolzen und festgeklebt wäre auf den halbverwelkten Herbstfeldern und auf dem dunklen Astwerk der Bäume. Von den Zweigen rannen große Tropfen.

Unter seinem Mützenschirm hervor lauerte der Mann mit seinem einzigen Auge in die Ferne, und er gewahrte Häuser . . . und eine Kirche. Sie zogen dahin.

Es waren kleine, weißbereifte Hütten; da stand eines und dort stand eines, und dann ganze Reihen, eng zusammengedrängt eine Straße.

Sie waren in Dorfe.
Einsam, stille, wie in einem Kloster. Hier ein Weiblein, das, tief in ihren Kapuzenmantel gehüllt, an den Häusern

entlang zur Kirche schlich; dort ein Schmiedhammer, der dröhnte . . . und ein kleines Glöcklein, das über den Häusern bimmelte.

Sie machten Halt. Der Hund setzte sich auf sein Hinterbein und schaute. Das Männchen warf sein Schulterband ab, zog die Mütze ein wenig tiefer herab und tastete unter die rostfarbige Orgeldecke. Es sah einmal nach den Häusern, die vor ihm standen, es kniff seinen eingefallenen Mund zu, wischte sich mit dem Saum seines Ärmels über das Gesicht und drehte. Halberstimmte Töne drangen unter der Orgeldecke hervor in die feuchte Straße: — ein schwermütiges — einst zum Tanz verlockendes — Liedchen vielleicht, das jetzt, verfälscht, verlangsam und völlig verzerrt, einem undeutlichen Gewimmel durcheinander geworfener Klänge ähnelte; die einen kamen zu früh, die anderen zu spät, wie in einem schweren Traum, und dazwischen ein Seufzen und Stöhnen, das ganz aus der Tiefe kam, bei jeder dritten, vierten Umdrehung, und das sogleich wieder erstarb in diesen immer wiederkehrenden Orgeltönen oder mitgerissen und erstickt wurde in einem tollen Rundtanz. Es war wie ein gepeinigtes armes Seelchen, das da klagte in einem Gejohle von rohen und lärmenden Gassenstreulern.

Der Hund hatte bei Beginn der Melodie ebenfalls zu heulen begonnen.

Das Weiblein hatte ihr Kopftuch zurechtgezupft über ihrem feinen Altweibergezicht, und die eine Hand in der Schürzentasche und mit der anderen eine kleine Blechbüchse austretend, ging sie nun von Tür zu Tür: Für den armen blinden Mann . . . Gott wird's Euch lohnen. Und so durch die ganze Straße und weiter nach den Bauernhöfen, von einem zum anderen, den ganzen Tag, bis es wiederum Abend ward und derselbe dicke Nebel kam, um alles in seinen düstergrauen Schleier zu hüllen.

Und wieder humpelten sie durch eine Allee nach einer Hofstätte und ins Heu.

„Der Hund hat Junge,“ sagte das Weiblein, und sie schüttelte ihren Mann.

„Junge . . .?“

Und er drehte sich herum, er schob seinen Kopf tiefer ins Heu und duselte weiter. Er träumte von Hunden und von Jungen und von Orgeln und von ohrenbetäubendem Getöse und Geheul.

Der Hund lag in einem schönen runden Nestchen, zusammengerollt, winselnd. Und er schaute so zärtlich und treuherzig in des Weibleins Augen; und er leckte in einem fort an seinen Jungen. Sie waren wie drei rostbraune Maulwürfe, jeder mit einem dicken Kopf; sie wälzten ihre fetten kleinen Körper durcheinander und suchten und piepsten.

Als die Bettler ihre Roggenbrostulle und ihre Schüssel Brei hineingeschlagen hatten, gingen sie weiter, anderswohin. Das Männchen zog, das Weiblein schob, und zwischen den Rädern hingen die Hunde schaukelnd in einem Korbe. So gingen sie weiter, von Dorf zu Dorf, durch die weite Welt, bettelnd: zwei alte Leute mit ihrer Orgel und einem Hund mit seinen drei Jungen.

Biel-später.

Der dicke Nebel hatte sich in hellblühende Lautropfen verwandelt, und die Sonne glühte hoch am Himmel. Nun lagen vier Hunde an dem Wägelchen, vier rostbraune Hunde. Und wenn der Schwengel sich drehte und wenn die kleine Orgel spielte, dann reckten alle vier Hunde die Mäuler in die Höhe und heulten entsehrlich.

Drinnen, tief versteckt unter der Orgeldecke, hochte das Seelchen, das geheimnisvolle, jämmerliche Orgelseelchen, ganz heiser geworden und beinahe nicht mehr hörbar.

(Aus dem Flämischen von Georg Gürtner.)

Weihnachtsbücher.

Wer selber eine sonst freudenarme Jugend durchgemacht hat, der weiß den Segen des Buches recht zu schätzen. Die dürre Oede wird aufgehellt und mit den Gestalten belebt, zu denen das Buch die phantasieauslösende Anregung gegeben hat. Denn das Kind ist schöpferisch und will seine Erfindungs- und Befestigungsgaben sich auswirken lassen. Und wenn es größer wird, hat es die Sehnsucht, den großen Wundergarten, den Welt und Leben für es bedeuten, zu durchwandern, seine Schönheiten zu genießen und den unstillbaren Wissensdrang zu befriedigen. Darum ist das Buch das beste Geschenk zu Weihnachten. Das gute Buch kann und soll Ein- drücke fürs ganze Leben mitgeben, die Sinne erschließen und über Dürftigkeit und Enge den Blick weiten in die Welt der wahren Lebensgüter. Das Buch endlich erlöst den Bereinigten aus sich heraus, führt ihn in die Gemeinschaft seiner Klasse, der Menschheit.

Den Weihnachtsbücherchronisten beschleicht heute nur eine Sorge: wie soll er den Eltern den Zauberstab verschaffen, mit dem sie die schönen Gaben herbeizaubern. Zwar der Tisch ist reich gedeckt; aber besonders für das bunte Buch sind die Preise sehr erheblich gestiegen. Heute kann man dem Kinde wirklich das Bilderbuch auswählen, das ihnen Auge und Herz erfreut. Die Technik ist hochentwickelt, und an guten Künstlern, Erzählern fehlt es nicht. Und zudem kann das viele gute Alte in immer schönerer Form geboten werden. Freilich ist die Produktion der besseren Bücher im ganzen immer noch zugeschnitten auf das Kind der besitzenden Klassen.

Aus der Jahresernte sollen hier einige Beispiele hervorgehoben werden. Im farbigen Bilderbuch leistet Hervorragendes der Nürnberg-Verlag O. Stalling in Oldenburg. Tüchtige Künstler sind dort am Werk und sind gut auf die Kinderseele eingestellt; die Ausstattung ist äußerst geschmackvoll. Das reiche Gut an alten Leben Kinderreimen ist vorbereitet in der Sammlung: „Schweine- chen schlachten, Würstchen machen“. Eine Uebersülle von kleinen (manchmal zu kleinen) Bildchen von Eise Benz-Victor ist über die Seiten gestreut und wird Mutter und Kind beglücken. Für kleine und größere Mädchen hat dieselbe Künstlerin ein reizendes Puppenstübchenbuch geschaffen. Auf farben- prächtigen Bildern sind die Zimmer eines Bürgerheims abgebildet. 100 An- kleidepuppen, Geräte, Tiere usw. gehören dazu, sie können in die Stuben eingefügt werden. Schöne, kräftige Farben sind gewählt und auf gute Harmonien ist gesehen. Leider wird das fössliche Motiv für die Arbeiterkinder unerschwinglich sein. Eine nette Idee hat Luise Klempj verwirklicht, sie hat die bekannte Vogel- hochzeit ins Bildliche übertragen und im schmalen Querformat hübsche Wirkungen erzielt. (Verlag F. P. Dattler u. Co., Freising und München.)

In neuen großen Bilderbüchern. Eigenartig sind Robert Richters familiäre Bildergeschichten: „Piedalwanst“ und „Padubanz“ (Verlag Hermann Klemm, Berlin-Grünwald). Als materielle Leistungen sind die stark vom Expressionismus beeinflussten Bilder sehr originell. Der Text und auch die karikierende Zeichnung erinnern manchmal an Busch. Größere Kinder lieben diese Art, aber in manchem gehen besonders die Verse doch an der kindlichen Vorstellungswelt vorbei. Als originelle Versuche eines fabulierenden Maternannes werden die Bilderfolgen auch die Erwachsenen fesseln.

Mehr auf gewohnten Wegen bewegt sich „Huldred und Dieterwack“ (Verlag Walter Seifert, Stuttgart). Hans Reiser erzählt eine lustige Reise zweier Kinder ins Wunderland, die Bruno Goldschmittler köstlich mit Bildern ausgestattet hat. Der Erzähler trifft den kindlichen Ton aufs beste, und ein Graphiker, der sich auch auf die Bilderwirkung im Text besonders versteht, verleiht ihm Gestalt und Farbe.

Ein vollwertiger Jugenderzähler hat in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag gefeiert: Heinrich Scharrelmann, der Kämpfer für die freie Schule, der jetzt wieder in seinem Heimatort Bremen wohnt. Aus der intimen Kenntnis der Kindesseele heraus hat er seine Berni-Bücher geschaffen, die an die erlebte Welt des Großstadtkindes anknüpfen und daraus den Faden spinnen zur Vertiefung der Beobachtung und zum Erfassen der sich dem Jungen erschließenden Welt. Hier greift zu, Arbeiterkinder! „Berni im Seebade“ und „Berni lernt Menschen kennen“ liegen wie die älteren Bände jetzt auch in einer billigen Volksausgabe vor (zu 4 M. im Verlag von Georg Westermann, Braunschweig).

Volks- und Jugendbücher gibt der Verlag Gerhard Stalling in der Serie „Der Blumengarten“ heraus. Aufmachung und Illustration sind zu loben, aber die Textgestaltung, die Will Belpser besorgt, muß im einzelnen nachgeprüft werden. Seine Nacherzählung des Don Quixote scheint einwandfrei, die Federzeichnungen von Hans Pape sind recht lebendig (Preis in künstlerischem Einband 28 M.). Aber die Nibelungen- Sage scheint mir gar zu düster und blutrünstig geraten, und die aktualisierende Schlusswendung, die von der trauernden und auf Rache wartenden Kriemhilde spricht, zielt auf Erregung von Hoffgefühlen, zu denen wir unsere Jugend nicht erziehen wollen.

Der Pflege des Märchenbuchs widmet sich besonders der Verlag von Franz Schneider, Berlin-Leipzig. Er hat in diesem Jahre eine Reihe schmuckvoller, von Künstlerhand farbig illustrierter Bände herausgebracht. Zu Grimms Märchen (in vier Auswahlbänden zu je 25 M.) hat Willy Fittner die sehr lebendigen und doch durchgemachten Bilder beigezeichnet. Dem zweiten Großmeister des Märchens, Andersen, sind drei Bände gewidmet, in Aus- wahl und Uebersetzung von E. v. Hollander. (Zwei Bände Kinder-

märchen und ein Band Jugenderzählungen, je 25 M.) Der Buch- schmuck von Bacif ist ganz aus dem Geiste des unsterblichen Er- zählers. Daß der Märchenquell auch heute noch nicht versiegt, davon zeugen neue, frisch aus dem Leben schöpfende Bände von Clara Heyner: „Auf der Ruckduswiese“ und Sophie Rein- heimer: „Freunderingsum“. Urwüchsig und naturhaft hat sich das staunverwandte nordische Märchen gehalten. Lotte Haedike hat eine dreibändige Auswahl „Unter Snomen und Trollen“ mit farbigen Bildern getroffen. Diese wie die „Schwedischen Märchen“ von Anna Wahlenberg (zwei Bände zu 20 und 30 M., mit Buchschmuck von Hans Looschen und reizvollen Scherenschnitten von Käthe Wolff) bilden eine treffliche Er- gänzung zum deutschen Märchen, das sie in mannigfacher Weise be- reichern.

An natur- und sonstigen populärwissenschaftlichen Werken ist kein Mangel. Auf einiges Neuere, speziell für die Jugend Be- stimmte sei hingewiesen. Der Verlag Brockhaus gibt eine Serie „Reisen und Abenteuer“ heraus, in der Auswahl aus den großen Werken berühmter Weltreisender und Entdecker Auszüge geboten werden. 15 illustrierte Bände (zu 12 M.) sind erschienen, darunter Sven Hedin, Schweinfurth, Stanley. Auch Shackleton ist jetzt dabei mit seiner Schilderung seines Vorstoßes zum Südpol („Im sechsten Erdteil“). Der Reiz und Wert der Bücher liegt darin, daß die Entdecker selber zu Worte kommen. Verdienstlich sind auch die „Wissenschaftlichen Volksbücher für Schule und Haus“, herausgegeben von Fritz Ganzberg (Georg Westermann, Braun- schweig, Preis 10 M.), die gleichfalls Abschnitte aus älteren und neueren wissenschaftlichen Originalwerken wiedergeben. Von den letzten Erscheinungen seien angeführt: Diebig, Chemische Briefe; Flammorion, Spaziergänge in der Sternennacht; Maspero, Das alte Ägypten. In diesem Zusammenhange sei auch auf ein neues Werk des bekannten Orientreisenden Ewald Banse: „Wüsten, Palmen und Bazar“ hingewiesen, worin er auf Grund seiner reichen Erfahrung anregende Anekdoten und Erlebnisse aus der farbigen Welt des Orients bietet (Georg Westermann, Braun- schweig). Sven Hedin hat seine Erzählerkunst an einer richtigen Erzählung erprobt: „Langgys Samas Wallfahrt“ (Brock- haus, Leipzig), worin er spannen eine Pilgerfahrt durch die Mongo- lei und Tibet vorführt.

An guten neuen Tierbüchern ist kein Mangel. In „Bongs Jugendbücherei“ (Ridy, Bong, Berlin) hat unser Mitarbeiter Dr. Adolf Heilborn ein empfehlenswertes, zur Naturfreude und -er- kenntnis hinführendes Buch: „Wilde Tiere, die unsere Jugend kennen sollte“, beigezeichnet. Märchen, Geschichten und Schilderungen aus dem Tierreich sammelte Martin Braeh in seinem „Tier- buch“ (G. Westermann, Braunschweig, 25 M.). Poesie und Prosa von alten und neuen Tierdichtern und -schreibern führt aufs leben- digste ins heimische Tierleben und macht jung und alt damit ver- traut. Auf originelle Art erzählt Hildegard Neuffer-Staven- hagen wie ihre Kinder Freundschaft mit Tieren hielten: „Neuf- fers Tierleben“ (Max R Hoffmanns Verlag, Berlin, 20 M.). Hier wird aus dem Alltagsleben heraus der rechte Weg gewiesen, mit dem Bruder Tier Verkehr zu pflegen. Einem sehr reichen und instruktiven Inhalt bietet der durch eigene Beobachtungen und selb- ständige Wege ausgezeichnete Tierforscher I. H. Zell in seinem im Vorwärtsverlag erschienenen Band „Unsere Haustiere“, vom Standpunkt ihrer wilden Verwandten (270 S., geh. 20 M.). Wie unsere Haustiere passieren hier Koue und müssen Rede und An- wort auf die vielen Fragen geben, die der Verfasser mittels Experi- ment an sie stellt. Hier werden Beziehungen aufgewiesen und prak- tische Anregungen gegeben, wie sie in anderen Büchern nicht zu finden sind.

„Bongs Jugendbücherei“ nennt sich ein neues Unter- nehmen des bekannten Verlags, des sich die Aufgabe stellt, die ha- rowachsende Jugend mit allen Wissensgebieten, die sie kennen sollte, in unterhaltender und belehrender Form vertraut zu machen, ohne sechhaft zu sein. Die Serie soll Kunst, Literatur, Musik, Geschichte, Naturwissenschaften und Technik umfassen. Der erste Band erschien unter dem Titel „Gemälde und ihre Meister, die unsere Jugend kennen sollte“. Antkündend an 48 Reproduktionen berühmter Gemälde (darunter 8 farbige) wird den jugendlichen Lesern eine gediegene und fesselnde Einführung in das Verständnis der Malerei und ihre Geschichte vom Beginn der Renaissance bis zur Gegenwart gegeben. Die Auswahl der Bilder ist geschickt, der Text, an dem eine Anzahl bekannter Kunstkennner mitgearbeitet hat, ist nicht durchweg gleichwertig, aber im allgemeinen zweckentsprechend. Jedenfalls fällt das Buch eine Lücke in unserer Jugendliteratur aus und kann für Gesichtszwecke empfohlen werden. (Preis geb. 28 M.)

Für die bürgerliche Jugend liegen wieder die bekannten Sam- melbände in neuen Jahrgängen vor: Das Töchteralbum, von Thekla v. Gumpert begründet, im 67. Band; „Herzblättchens Zeitvertreib“ im 66. Band; Flemmings „Knabenbuch“ im 2. Band. (Sämtlich im Verlag von Carl Flemming und C. T. Wis- tolt, Berlin und Glogau.) Der Stab der Mitarbeiter ist erheblich erneuert und bereichert, und so gewinnen diese Bücher, die Erzäh- lungen, Skizzen, Gedichte, belehrende Artikel in buntem Wechsel bieten, vorzüglich wegen ihres naturwissenschaftlichen Inhalts (ins- besondere das Knabenbuch) auch für unsere Leser an Interesse. „Das Onkel-Otto-Buch“ nennt der Verlag Klinker sein neues Jahrbuch für Knaben und Mädchen. Es ist durch sein reiches und vorzüglich aufgemachtes Illustrationsmaterial bescheiden, gibt Anregungen zu mancherlei Spielerei, ist aber textlich noch vielfach reich. A. S. D.

Der Kampf gegen Einstein.

Von R. Francé.

Es hält sich heute keiner für gebildet, der nicht einen gewissen Begriff von der Einsteinschen Theorie hätte. Die ganz besonders Gebildeten freilich sehen eine andere Miene auf. „Einsteintheorie“, sagen sie, „das ist etwas für die nicht völlig Eingeweihten.“ Die wirklich auf der Höhe der Zeit Stehenden wissen, daß sie überholt ist, widerlegt und mausetot. Und sie verkünden dann als ihren Gewährsmann den deutschen Physiker und Nobelpreisträger P h i l. L e n a r d und als seinen Knappen und Kampfgenossen den französischen Mathematiker P a i n l e v é.

Damit teilt Einstein nun das Schicksal aller derjenigen, die den Gesichtskreis der Menschheit in einem wesentlichen Punkte erweiterten. Darwin sah das Ergebnis seiner Erfahrungen auf diesem Gebiete dahin zusammen: Zuerst meinen die Menschen, das Neue sei nicht wahr; dann, wenn es trotz aller Zeugnungen bestehen bleibt, erklären sie, es sei für den Staat gefährlich oder widerstreite der Religion. Wenn auch das das Neue nicht zum Schweigen bringt, dann kommen immer wieder welche, die entdecken, das Neue sei gar nicht neu, sondern schon altbekannt.

Dieselben Erfahrungen macht jetzt die Relativitätstheorie. Sie befindet sich zunächst im Stadium der „Unwahrheit“ und glänzenden „Widerlegung“. Freilich ist die Zeit vorbei, in der ein Kant auf die Drohung seiner vorgefetzten Behörde sein Denken revidierte. Die Angriffe, die man gegen Einstein richtet, gehen nicht von der „Gefährlichkeit“ seiner Lehre aus, wenigstens auch das neue Deutschland keinen Lehrstuhl für den Mann hat, der schließlich doch erreicht hat, daß seit zwei Jahren die ganze gesittete Welt genötigt war, zu sagen, Deutschland sei im naturwissenschaftlichen Forschen an der Spitze der Menschheit. Was man seiner Lehre vorwirft, geht vielmehr auf die zwei anderen Punkte des Darwinschen Rezeptes.

Lenard meint in der großen, angeblich die Relativitätstheorie vernichtenden Arbeit im „Jahrbuch für Radioaktivität und Elektronik“ (1921) zunächst, das Neue sei schon alt. Er will das durch folgendes beweisen:

Eine der wesentlichsten Folgerungen der Relativität ist, daß auch das Licht dem Einfluß der Schwerkraft unterliege, weshalb Lichtstrahlen von der Masse der Sonne angezogen, ihren geraden Weg verlassen können und unter Umständen krumm verlaufen. Daß die zur Beobachtung von Sonnensfinsternissen ausgesandten Expeditionen solches tatsächlich entdeckt haben, war ja der große und durchschlagende Beweis zugunsten der Relativitätstheorie. Nun — in Bodes Astronomischem Jahrbuch für 1804 steht das bereits zu lesen. Ein deutscher Mathematiker namens J. S o l d n e r hat den kausischen Ausspruch bewahrt: Wer kann was Kluges, wer kann was Dummes denken, das nicht die Vorwelt schon gedacht! Soldner hat nämlich die Ablenkung des Lichts durch die Gravitation schon im Jahre 1801 berechnet.

Es ist aber ein sehr großer Unterschied, ob jemand eine Tatsache, ohne weitere Folgerungen daraus zu ziehen, einfach feststellt, oder ob er von einem Punkt aus die ganze Art zu denken umgestaltet. So interessant und an sich bewundernswert die Soldnersche Leistung auch ist, so wenig verstand ihr Urheber ihre wahre Bedeutung ins Licht zu rücken, und so bleibt das Verdienst der Gegenwart denn doch ungeschmälert.

Das fühlt auch Lenard und gibt sich darum trotzdem Mühe, um seinen Ruf als Töter des Relativitätsdrachens zu rechtfertigen.

An den Tatsachen, nämlich dem Ergebnis der optischen Versuche, auf den sich die Ueberzeugung von der Relativität alles Geschehens aufbaut, kann er natürlich nicht rütteln. Das ist zu vielfältig belegt. Aber er sagt: wir können andere Möglichkeiten ersinnen, die im Einklang mit diesen Experimenten stehen, ohne daß wir deshalb unsere Begriffe von Zeit und Raum zu verrücken brauchen.

Und da schlägt er vor, folgendes anzunehmen: Unsere Erde sei (so wie jedes Gestirn) nicht nur von einer Luft-, sondern auch von einer Ätherhülle umgeben, welche die Erde auf ihrer Bahn durch das Universum begleitet. Diesem Äther müsse aber die merkwürdige Eigenschaft zugeschrieben werden, daß er alles durchdringen könne, ohne daß daraus Reibung entstehe.

Außer diesem quasi Vorkörper gebe es noch einen allgemeinen Weltäther (Lenard sagt: Uräther), der nun die Geschwindigkeit der Lichtstrahlen in der Weise beeinflusse, wie es alle die Versuche gezeigt haben, auf denen sich die Relativitätstheorie aufbaut. So konnte es, daß dasselbe Geschehen sich auf unserer Erde anders abspiele, denn draußen im Himmelsraum.

Lenard beruft sich bei diesem Gedankengang darauf, daß, wenn schon geändert werden müsse, die kleinere Änderung weit mehr den Prinzipien des wissenschaftlichen Denkens entspreche, als ein vollständiger Umsturz. Und das besteht auch zunächst.

Trotzdem kann sich das Denken nicht mit den Lenardschen Vorschlägen zufrieden geben.

Die Notwendigkeit des relativistischen Denkens bei der Beurteilung der Naturvorgänge entstand nicht erst gelegentlich neuerer astronomischer oder optischer Untersuchungen, sondern überall, wo der Mensch versucht, seine den Bedürfnissen des praktischen Lebens angepaßte Denk- und Rechenart auf die Fragen des Weltalls anzuwenden, entfleht eine mehr oder minder merkbare Unzulänglichkeit. Man kann das auf das einfachste ausdrücken, wenn man sagt: Das kleine und große Einmaleins ist wohl gütig für alle kaufmännischen Geschäfte oder beim Berechnen irdischer Maße, nicht aber für die allerfeinsten Maßverhältnisse oder die unvorstellbaren Verhältnisse der Himmelsräume. Da entstehen gewisse Abweichungen, Störungen, die man für die Zwecke des wirklichen Lebens wohl vernachlässigen kann, die aber unweigerlich dartun, daß die absoluten Verhältnisse, also die „Wirklichkeit“, sich nicht ganz mit dem Erleben decken.

Schon lange vor dem Auftreten der modernen Relativisten hat man das bemerkt und erklart. Gewöhnlich hat man es in den Satz gekleidet, der Mensch sei das Maß aller Dinge für den Menschen. Und auf allen Gebieten der Erkenntnis sowohl wie des übrigen Geisteslebens hat man immer deutlicher die Notwendigkeit einer bloß relativen Auffassung der Dinge gefühlt, deren Ursache eben im Kern des Menschengescheites selbst liegt.

Diese Notwendigkeit führte, auf die Praxis angewendet, zur Einsteinschen Theorie. Sie besteht aber fort, auch wenn man die Relativitätstheorie in der Lenardschen Weise umformt. Sie besteht auf allen Gebieten des Erkennens und kann, wie man nun leicht einsehen wird, nicht durch eine „Aetherannahme“ beseitigt werden.

So scharfsinnig daher die Annahmen und die Kritik des ausgezeichneten deutschen Physikers auch sind, sie treffen nicht das Große, das in Einstein nur einen von vielen Antwärtigen fand, und darum ist durch sie auch nichts widerlegt und, wie die „ganz Eingeweihten“ glauben machen wollen, der Relativismus ist keinesfalls nur eine Mode, die schon abflaut oder erloscht werden kann.

Die große Auktion.

Von Hans Klabaubermann.

Der von den Schwerindustriellen so sehnlichst gewünschte und durch die planmäßige Steuerentlastung herbeigeführte Ausverkauf der Deutschen Republik dürfte nach der Vorausschau unseres verehrten politischen Reichensschauers folgenden Verlauf nehmen.

Der Auktionator: „Die Reichseisenbahn, inkassiere die neueste Auflage von Königs Kursbuch fürs Reich, Angebot bitte: Günstigste Gelegenheit für jeden Schieber! Das Defizit kann im Augenblick durch Tarifverbesserungen in Milliardenüberschüsse verwandelt werden.“

Dies Objekt erhält die deutsche Industrie für ein mit prima Molterebutter bestrichenes Brot. Sie verdankt diesen Erfolg einer großzügig angelegten Organisation der Käufer-Ringbildung.

„Ich biete weiter aus: Eine Notenpresse. Diese Presse ist unverwundlich. Sie ist von seiner Exzellenz, Herrn Finanzminister Helfferich, eigens für Engrosbetrieb umgearbeitet. Mit dieser Presse können Sie nachweislich ein ganzes Volk auspressen und jedem Unternehmen in kurzer Zeit eine glänzende Pleite ermöglichen.“

Die Presse wird von einem Sowjetstaatsvertreter gekauft. Er zahlt einen Dollar an. Für den Rest werden russische Rubel ausgemacht, die die Maschine gleich herstellt. Sie arbeitet vorzüglich ohne Unterbrechung und ohne jegliche Störung. Man hofft, in einem Jahr die ganze Kaufsumme hereinzuhaben.

„Bitte ein Angebot auf ein erprobtes Verfahren, Gegenstände des täglichen Bedarfs im Augenblick aus dem Verkehr zu ziehen. Dies Verfahren, seit: Wirtschaft genannt, ertötet die Kapitalisten aus dem unwürdigen Verflauungszustand der Zwangswirtschaft, unter dem sie fast zugrunde gegangen sind.“

Bei diesem Objekt entwickelt sich ein erbittertes Ringen zwischen dem Hausfrauenverein der deutschnationalen Partei und einem Delegierten des Berliner Wohnungsamtes, der für sozialistische Reformen stets zu haben gewesen ist.

„Eine Schraube ohne Ende. Diese Schraube verlagert nur bei den großen Vermögen, sonst ist sie tadellos in Ordnung. Bei Arbeitern und kleinen Leuten arbeitet sie sogar mit minutiöser Exaktheit. Die deutsche Steuerschraube zum ersten.“

Der Zuschlag erfolgt an die 1. deutsche Steuerpächter G. m. b. H. „Mit diesen zwei Waggons Orden, die noch aus der glorreichen Monarchie stammen, können Sie Hunderttausende glücklich machen und vor dem Hungertod schützen. Wer einen Orden hat, bekommt keinen Hunger.“

Nach wütender Ueberbichtung werden die letzten beiden Posten einem französischen Besatzungssoldaten zugeschlagen. Er will im Innern Afrikas eine neue Monarchie errichten.

Weiter kommt unter den Hammer: Die deutsche Landwirtschaft. Dies Unternehmen arbeitet seit längerer Zeit aus Patriotismus mit Unterbilanz. Viele Großgrundbesitzer sind bereits verhungert. Dennoch bitte ich um Angebote. Der Käufer erhält ein Steuerprivileg für sich und seine Nachkommen gratis.“

Dies Objekt erstreckt der amerikanische Trust für Entlastungsanlagen, der einen neuen Betriebszweig eröffnen will, Ausfuhrungsverfahren größten Stils.

Zu einem Zwischenfall kommt es bei der Ausbietung idealer Güter. Die echt republikanische Gesinnung der höheren Beamten-schaft, der deutschen Universitäten, der Richter und Oberlehrer war eben zu einem hohen Preis an Frankreich verkauft worden, das seine etwas vergilbte Staatsform wieder ein bißchen auffrischen wollte. Diese Gesinnung ist plötzlich nicht zu finden. Alle Anstrengungen, sie zur Stelle zu schaffen, bleiben erfolglos, und so muß man sich zur Rückzahlung der bereits gezahlten Summe entschließen. Dagegen findet sich auf einmal eine große Anzahl schwarzweißroter Fahnen vor.

„Ich bitte, ein Angebot zu machen auf die Hilfsbereitschaft der deutschen Industrie. Ein Staat kann niemals mehr mit einer solchen Hilfe in Verlegenheit kommen. Eine dauerhafte Schlinge, eine Fierde für jeden Hals, wird kostenlos beigegeben. 5 Pfennig sind geboten. 5 Pfennig zum ersten, zum zweiten und — zum dritten. Wer hat 5 Pfennig geboten?“

Es meldet sich niemand.

„Hier sehen Sie ein unsterbliches Pferd. Es ist der Amtschimmel des deutschen Bureaokratismus. Gleichzeitig erhält der Käufer einen alten Jopf, an dem sämtliche Umwälzungen der Welt spurlos vorübergehen, und eine Abstempelungsmaschine für Sittlichkeit.“

Die Dinge kauft ein Vertreter Chinas für das Völkerkundemuseum.

„Dieses Bündel Stroh ist die größte Erfindung des Jahrhunderts. Es ist eine Phrasenmaschine. Sie brauchen sich bloß nach einem patentierten Verfahren die Hirnschale abzunehmen und das Stroh in den Schädel zu legen, dann sind Sie zu jeder wirkungsvollen nationalen Programmrede befähigt. Ein geschicklich geschütztes Verfahren der Geschichtsschreibung kommt ebenfalls unter den Hammer. Dies Verfahren setzt Sie in die Lage, die dümmsten Fehler zu begehen und zu beweisen, daß andere sie gemacht haben. Wer es erwirbt, erhält den Dolch dazu, der von hinten zu benutzen ist und die deutsche Front in den Rücken gepiekt hat.“

Stimme aus dem Publikum: „Schiebung! Den Dolch hat Ludendorff in Schweden für alt jesoof.“

Wissen und Schauen

Deutscher Bauernschmuck. Ueber dieses eigenartige Gebiet des Kunstgewerbes macht einer seiner vorzüglichsten Kenner, Robert Mielke, im „Sammler“ interessante Mitteilungen. Der Bauernschmuck aus Edelmetall ist eine alte Ergänzung der Tracht und tritt uns schon im Mittelalter entgegen, wo sich unter dem deutschen Bauernstand eine besondere Lieberlieferung herausbildete. Dabei sprach mit, daß man dem alten Glauben huldigte, gewisse Edelsteine besäßen Wunderkraft und bewahrten den Träger vor Unheil. So wohnen im Volksaberglauben Amulett, Reliquie und Schmuck eng beieinander. Die Herstellung von Bauernschmuck wurde von Goldschmiedsfamilien betrieben, die das berufliche Können und den Formenvorrat von Vater auf Sohn und Enkel vererbten. Durch dieses Festhalten an der Tradition haben sich recht alte Muster bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten, wo sich durch das Einbringen des städtischen Handwerks der Niedergang der bäuerlichen Schmuckkunst immer deutlicher bemerkbar macht. Die eigentliche Blütezeit des deutschen Bauernschmucks beginnt erst mit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, in welcher Zeit sich auch erst eine bäuerliche Tracht recht herausbildet. Die auffällige Tatsache, daß in jener Zeit des wirtschaftlichen Niederganges gerade eine eigenständige Schmuckkunst aufblühte, läßt sich daraus erklären, daß die kleinen Städte und Dörfer die damals überall eindringende Renaissancekunst nicht annahmen, sondern bei der alten Hauskunst stehen blieben und diese langsam weiter entwickelten. Dazu kam noch, daß die Bauernschaft in ihrer Kultur so geschwächt war, daß sie an neuen Kulturregungen nicht mehr teilnehmen konnte. Die Technik des Bauernschmucks ist zumeist Filigran, eine Technik, die die städtischen Goldschmiede der Renaissance aufgaben, weil das Vollmetall der plastischen Formfreude mehr entsprach als das zierliche Drahtgeflecht. Bei den West- und Ostfriesen finden wir bereits im 16. Jahrhundert eine hervorragende Filigrankunst, die sich dann zäh erhielt. So arbeiteten in der heute etwa 11 000 Einwohner zählenden kleinen Stadt Emsbörj im 18. Jahrhundert nicht weniger als 18 Filigranmeister, und in einem Dorf der bei Hamburg gelegenen Vierlande gab es um 1850 allein vier Goldschmiede.

Ein Prügelpädagoge. Wir vermögen es heute kaum zu glauben, mit welcher Roheit früher die Lehrer die ihnen anvertrauten Kinder behandelten, aber auch noch in neuerer Zeit gehörte das Prügeln zu den üblichsten Verrichtungen der Lehrer. Johann Jakob Häberle soll noch in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts während seiner einundsünfzigjährigen und siebenmonatigen Amtsführung an seine Schüler ausgeteilt haben: 911 517 Stockschläge, 24 010 Rutenhiebe, 20 989 Pföfchen und Klaps mit dem Pincel, 136 715 Handschmisse, 10 235 Maulschellen, 7905 Ohrfeigen, 1 115 800 Kopfnüsse (Püsse, Schläge auf den Kopf), 12 763 Rotabenes mit Bibel und anderen Büchern, 777mal ließ er auf Erbsen knien, 613mal auf dreikantiges Holz, 5001 Schüler hatten den Esel

tragen und 1707 die Rute hochhalten müssen. Diese Statistik wird natürlich nur auf einer annähernden Berechnung beruhen, aber sie ist jedenfalls kennzeichnend für den tiefen Stand des Erziehungswesens in jener Zeit, und wenn Rudolf Eckart berichtet, unter den 3000 Schimpfwörtern jenes Prügelpädagogen sei ein Drittel eigene Erfindung gewesen, so bedarf auch diese Angabe keines weiteren Kommentars.

Völkerkunde

Eltern, die nach den Kindern heißen. Gar nicht so selten hat man bei Völkern auf niedrigerer Stufe die eigentümliche Erscheinung gefunden, daß nicht die Kinder nach den Eltern, sondern die Eltern nach den Kindern genannt werden. In seinem Werke „Das Kind“ führt Bloch dafür mehrere interessante Beispiele an: So verlieren auf Madagaskar beide Eltern bei der Geburt ihres Erstlings ihre bisher getragenen Namen und heißen von nun an „Vater des N.“ und „Mutter des N.“ — „Die Kaffi und Syntag, Hügelstämme in Assam, nennen sich fast allgemein nach ihren Kindern, z. B. „Ka Rui Ka Mari“, d. h. „Die Mutter von Ka Mari“ oder „N. Kya Nihon“, „Der Vater von Nihon“. Ihr eigener Name fällt bei den Dörflingen oft ganz in Vergessenheit.“ Bei einem anderen Stamm in Assam wechseln sogar Ehepaare, bei denen sich Unfruchtbarkeit herausgestellt hat, doch den Namen. Sie erhalten die merkwürdige Bezeichnung „Kinderloser Vater“ und „Kinderlose Mutter“. Auch auf Java wird der Mann nach dem Kinde benannt. Erhält sein Sohn z. B. den Namen „Der Edle“, so heißt er selbst von nun ab „Vater des Edlen“. Entsprechendes fand man in Südastralien. Bei den südafrikanischen Basuto wiederum unterliegt vor allem die Frau nach der Erstgeburt dem Namenswechsel. Heißt ihr Kind Thibello, so nennt man sie von nun an „Mutter des Thibello“ und nicht anders mehr. Auch der Mann heißt jetzt „Vater des Thibello“, aber unbeschadet dieses natürlichen Ehrentitels führt er doch noch seinen eigenen persönlichen Namen weiter.

Technik

Das übertrumpfte Selen. Die seltene Eigenschaft des Selen, bei wechselnder Belichtung seinen Widerstand dem elektrischen Strom gegenüber zu ändern, hat zu einer ganzen Anzahl interessanter Erfindungen geführt. Die Selenzelle hat unter anderem Verwendung gefunden bei elektrischen Verjuchern, in der Wellentelegraphie, bei phonographischen Fernaufnahmen, beim Fixieren telephonisch aufgenommenen Schallkurven, dann fast bei allen Konstruktionen von elektrischen Fernsehern und endlich in der Bildtelegraphie. Im allgemeinen hat das Selen freilich den dareingesetzten Erwartungen, so lesen wir in der schweizerischen Zeitschrift für Naturwissenschaften „Natur und Technik“, nicht entsprochen. Man war deshalb seit langem in der Technik bemüht, einen Ersatz für das Selen zu finden. Aber auch bei diesen Versuchen ging man lange irre. Einen wirklichen und bedeutenden Fortschritt hat vor kurzem Rosing erzielt, und zwar auf ganz konstruktivem Wege. Er baute zu Fernsehversuchen eine lichtelektrische Zelle, die auf Lichtstärkeschwankungen viel schneller antwortet, als die bekannten Selenzellen und ihre Konkurrenten und dabei den großen Vorteil hat, nicht zu ermüden. Diese Zelle, die bei Rosings Fernsehern bereits praktisch verwendet wird, besteht aus einer, mit verdünntem Wasserdampf oder Helium gefüllten Hohlkugel, die auf der einen Seite mit Natrium- oder Kaliumamalgam, auf der anderen, entgegengesetzten mit einer Platinelektrode versehen ist. Nach den Versuchen von Rbigi und Stoletow entspricht die Stärke des hierdurch zur Wirkung gelangenden photoelektrischen Stromes genau der Lichtintensität. Er folgt den Lichtstärkeschwankungen derart genau, daß man z. B. durch intermittierendes Licht die sonderbarsten Wirkungen erzielen kann. Der neue Apparat, den der Erfinder „Elektriflo“ nennt, dürfte ein willkommenes Ersatz für die bisherigen Selenzellen werden; er wird gegenwärtig von Marconi auf seine Brauchbarkeit zu drahtlosen Fernsprecherversuchen geprüft.

Aus der Praxis

Regeln für das Gaskochen. Die Gaskocher für den Haushalt brennen mit entleuchteter Flamme, für die sich höhere Wärmegrade erzielen lassen als mit leuchtender Flamme. Dem Gas wird im Brenner Luft zugeführt, so daß an der Brennerpfeife ein Luft-Gasgemisch verbrennt. Die Luftzufuhr muß so geregelt sein, daß die Ausströmungsgeschwindigkeit größer ist als die Explosionsgeschwindigkeit des Gemischs, sonst schlägt die Flamme zurück. In diesem Falle muß die Luftzufuhr verringert werden. Die Flamme zeigt einen fast farblosen, bläulichen Mantel und einen grünen Kern. Für rationelles Kochen sind folgende Regeln zu beachten:

1. Das Kochgefäß muß von der Flamme berührt werden, jedoch nur von dem farblosen Mantel, nicht vom grünen Kern.
2. Die Flamme muß durch Groß- oder Kleinstellen der Kochgefäßform angepaßt werden. Sie darf nicht über den Rand des Topfes herauschlagen.
3. Es muß genügend Zwischenraum zwischen Topf und Herdplatte bleiben, damit Luft hinzutreten kann.
4. Beim Gaskochen sollen die Gefäße zugebedt bei annähernd Siedetemperatur gehalten werden. Sprudelndes Kochen und Wasserverdampfung erfordert nur unnötigen Wärmeverbrauch.